

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 74.

Dienstag, 27. März

1928.

Schüsse in Schanghai.

Roman von Alfred Schirakauer.

(Nachdruck verboten.)

1.

Die „Köln“ glitt in die Mündung des Yangtsekiang hinein. Der Strom war schmutzig, gelb, unheimlich und unübersehbar breit.

An der Reeling stand Jsa Hofer, bleich, mit zitternden Lippen, mystisch umhaucht von dem Wirklichkeitswerden eines uralten Märchens. Für sie uralt! Fast so lang gekannt, als sie denken konnte, fast so alt, als sie war mit ihren ahnungsvollen Neunzehn.

Schon in ihrem ersten kindlichen Begreifen gingen Onkel Karl und Schanghai als Sagewesen um. Zu ihren Geburtstagen und zu Weihnachten trafen von diesem einzigen Verwandten, den sie auf der Welt besaß, große und wunderbare Pakete aus Schanghai in der stillen Klosterkirche in den bayerischen Bergen ein. Die kostbaren Gaben waren sehr real. Ihr Spender blieb dem kleinen Mädchen weitentrukt wie Harun al Raschid in Bagdad oder Frau Holle in ihrem Federnhimmel.

Als sie älter wurde und Schanghai in der Erbkunde „gehabt“ hatte, rückte es ihr nicht näher. Onkel Karl im fernsten Wien blieb — trotz der Dankesbriefe an ihn, die sie jetzt mit beschwingter Begabung verfasste — eine romantisch umhauchte Gestalt. Und selbst als sie viele Jahre später als jüngste Lehrerin in derselben Klosterkirche unterrichtete, in der sie aufgewachsen war, und in der Geographiestunde lehrhaft vom Yangtsekiang und von Schanghai sprach, war dieses „Paris des Ostens“ und Onkel Karl noch immer von dem erregenden Zauber unerreichbarer Ferne umwittert.

Und dann war Onkel Karls Brief gekommen, dieser päpstliche, sehnsüchtige Brief, der nach der Richte rief, und das Reisegeld lag darin. Er brachte Aufruhr in das weißbraumdunstete Nonnenkloster am bayerischen See. In den fünfhundert Jahren seines Bestehens war aus seinen grauen Mauern keine Nonne und keine Laienschwester nach Schanghai gegangen, Reiz, Wehmut und Bedenken ließ Jsa Hofer in dem Hause zurück, in dem sie Kindheit und Erblühen durchlebt hatte.

Sie blickte auf. Die Ufer des Stromes waren einander näher gerückt. Aber es war nicht mehr der ungeheure Yangtse. Die „Köln“ war in den Whangpoo, seinen Nebenfluß, eingelenkt, seinen kleineren, immer noch gewaltigen Bruder, an dessen Ufern die Stadt Schanghai sich breitet.

Zwischen saftigen, grünen Wiesen ging es jetzt mit leuchtenden Turbinen gegen die reißende Strömung an. Hier und da lagen kleine graue Häuschen in dem wogenen Grün verborgen, kaum sichtbar, nur mit den geschweiften Dächern aus dem bewegten hohen Gras hervorlugend.

Vor Ungeduld bebend, starrte Jsa stromaufwärts in die rosa Nebel des fallenden Abends. Dort in der Ferne lag die Stadt, dort erwartete sie Onkel Karl, der Bruder der Mutter, der sie nie gekannt hatte. Onkel Karl, der Harun al Raschid ihrer Kindheit, dieser ferne Mythos, von dem sie sich seit dem Beginn ihrer Reise ein Bild vor Augen zu zaubern suchte, der sich nach ihr sehnte, der seine einzige Blutsverwandte, von nun an immer um sich haben wollte in seinem Märchenpalaste in Schanghai.

Jetzt belebte sich der Strom. Dampfer prusteten ihnen entgegen, Djunken mit hohem buntem Bug und riesenhaftem Segel glitten lautlos an ihnen vorbei. Am Ufer wurde es lebendig. Ein Arbeitsfieber wütete dort. Es klirrte, kloppte, hämmerte, klapperte auf zahllosen Werften, es hastete und polterte in Lagerhäusern ohne Ende.

Und dann war es plötzlich dunkel geworden, als die ersten weißen elektrischen Lampen am Ufer aufleuchteten. Eine scharfe Wendung des Schiffes nach links, als biege es aus einer Seitengasse in die flimmernde Hauptstraße einer Riesenstadt. Vor ihr lag mit der Jäheit eines Zauberkunststücks der „Bund“, der prachtvolle Uferboulevard des „Paris des Ostens“, mit seinen Steinpalästen und Kuppelbauten und Tausenden funkelnder Fenster.

Ohne Übergang wurde sie mitten hinein geschleudert in das pochende Herz dieser Weltstadt des Orients. Gerade vor ihr rasten die Kraftwagen, polterten die weißen elektrischen Straßenbahnen, ratterten die blauen Autobusse, flühten die Rikshaws und hasteten die Menschen. Wie von einer bequemen Wandelgalerie schaute sie vom Deck des gleitenden Schiffes hinein in das abendliche Treiben dieser Metropole Ostasiens.

Ganz nahe am linken Ufer des Whangpoo, an dem der Hauptteil der Stadt liegt, fuhren sie dahin, jeder Einzelheit deutlich sichtbar.

Es war nicht die erste östliche Stadt, die Jsa sah. Colombo, Penang, Singapur hatte die „Köln“ auf der langen Reise angelaufen. Aber diese Weltstadt Schanghai dort drüben war doch etwas anderes als diese kleinen Hafenorte. Es packte sie gewaltig. Und dann war es die Erfüllung eines Traumes und die Stätte, die nun für immer ihr Heim und ihre Heimat werden sollte.

Der Dampfer glitt weiter den Strom hinauf, seinem Landungsplatze am rechten Ufer zu. Die Lichtflut des „Bund“ verglomm, das Schiff schwamm wieder inmitten des Whangpoo.

An Bord schwirrte jetzt die wirre Unruhe der Ankunft. Alles lief durcheinander, suchte seinen Kammersteward, der das Gepäck aus der Kabine an Deck schleppte. Man fand sich in Gruppen zusammen, nahm Abschied, versprach Nievergessen neugeknüpfter Reisebekanntschaften.

Jsa stand neben ihrem Kofferchen. Sie hatte nur wenig Abschied zu nehmen. Scheu, menschenfremd, hatte sie sich während der Reise auf sich selbst zurückgezogen, kaum hin und wieder mit einer teilnehmenden Dame ein Wort gewechselt, hatte in ihrem Schiffsstuble gelegen und von der Zukunft geträumt, die so urplötzlich in ihre Klosterzelle hereingebrochen war.

Man nickte ihr flüchtig lebenswürdig zu, sie erwiderte, blaß von der Erregung der Ankunftsstunde, die Grüße und blickte hinaus auf den Fluß, der dunkel und ölig an der Schiffsflanke vorüberströmte.

Da — links — ein von hohen Bogenlampen erhellter grauer Fled, der größer und größer wurde und sich im Näherkommen zu einem gepflasterten Karree erweiterte. Die Landungsstelle, der Kai. Jetzt war man heran.

Taue flogen. Schreie gestiegen durch die Nacht. Hunderte von Gestalten, nackt bis zum Gürtel, rannten dort unten scheinbar chaotisch umher, riefen, gestikulierten, packten die Taue, befestigten sie an ragenden Eisenpfosten, rollten die Brücke herbei — sie klornte eisern über den Steinpfer — Kahne kreischten — an dicken Bambusbalken schleppten Hunderte von Kulis neue Fracht für den Laderaum nach Japan — die Luft ward erschüttert von ihrem O-hee, O-hee-Geschrei, mit dem sie sich Mut machten und die fast unerträglichen Bürden erleichterten. Noch ehe das Schiff angelegt hatte, lagen die Planken, auf denen die Kohler mit ihren schwarzen Säcken an Bord sprangen.

Sia sah nichts von alledem. Sie durchforschte mit Augen, in denen feuchtschimmernd die Erwartung brannte, die kleine Gruppe der Europäer dort unten auf dem Pflaster. — Wer von ihnen war Onkel Karl? — Oft hatte sie diesen Augenblick der ersten Begegnung in ihrer Phantasie durchlebt, dieses Finden des einzigen Menschen, in dem ihr Blut floß, dem sie ans Herz sinken wollte, dankbar, kindlich, ganz, ganz zugehörig.

Jetzt lag die Brücke. Die Europäer kamen an Bord. Sie flog hinab zum unteren Deck, in das der Steg endete. Sie trat dicht zum Eingang. Damen in dünnen, weißen Kleidern kamen, Herren in weißen Anzügen und Tropenhelmen. Alle musterten sie, einige erstaunt, andere bewundernd — doch keiner sprach sie an. Bei keinem schlug ihr Herz wirbelig, wie es doch pochen mußte, wenn es ihrem Blute begegnete.

Sie stand und wartete. Doch niemand kam mehr die Treppen herauf. Aber hinab strömte es jetzt. Träger, Passagiere, Bekannte, Verwandte, die sie abholten. Alles lachte und sprach bewegt durcheinander.

Sia stand neben dem Brückenzugang und harrete. Ein eifiges Gefühl erstickender Enttäuschung strotzte ihr das Rückgrat hinab.

Wo blieb Onkel Karl?

An Deck wartete jetzt ein unheimliches Tohwabohu. Die Bunkers-Kulis waren zu Herren des Schiffes geworden. Sie jagten in Scharen daher, nackt bis zum Gürtel, schweißtriefend, übelriechend, befestigten überstürzt die schmalen Laufbretter, hekten mit den Körben voller Kohlen heran, leerten sie in die offenen Schächte und stoben davon, als hinge ihr Leben an ihrer Eile. Sie arbeiteten in Akkord. Einen halben Penny pro Korb.

Die Offiziere, Stewards, Matrosen waren verschwunden. Chinesen sprachen sie sanft auf Englisch an: Schneider, die Aufträge suchten, Geldwechsler, die mexikanischen Dollar anboten. Sie schüttelte den Kopf und blickte aus nach Onkel Karl.

Da sah sie ein vertrautes Gesicht. Ihr Kammersteward trat aus einer Tür.

Sie lief zu ihm.

„Mein Onkel hat mich nicht abgeholt“, stieß sie kindlich unvermittelt hervor.

Der Mann überlegte.

„Vielleicht ist er verhindert. Kennen Sie seine Adresse?“

„Ja.“

„Dann fahren Sie doch hin.“ Er zog die Uhr.

„Aber Sie müssen sich beeilen. Der kleine Dampfer zur Stadt geht in drei Minuten.“

Sie nickte ohne Überlegung, wirr vor Sorge und Hast.

Der Steward nahm ihren Koffer und eilte die Treppe hinab. Sie folgte ungehindert. In diesem freiesten internationalen Hafen gibt es keine ärztliche Untersuchung noch Passkontrolle.

Links neben der „Köln“ lag ein kleiner Dampfer am Pier. Schwarzer Rauch quoll aus seinem Schlot. Eine Glocke läutete zum dritten Male. Als Sia die Laufplanke überschritten hatte, wurde sie eingeholt. Der Steward hatte gerade noch Zeit, den Koffer über die Reeling zu schieben. Sie packte ihn, zog ihn hinüber. Dann gurgelte die Schraube auf.

So fuhr Sia Hofer, die bisher nichts als die Einsamkeit des Klosters in den bayerischen Bergen und die Geborgenheit des deutschen Schiffes gekannt hatte, mutterseelenallein hinein in die verruchteste und gefährvollste Stadt des fernen Asiens. (Fortsetzung folgt.)

Gang durch eine Stadt.

Dampf hallen meine Schritte durch die Gassen,
Die altersgrauen Giebel scheinen sich zu neigen
Und blicken seltsam in das rätselste Schweigen,
Die Brunnen rauschen träumend und verlassen.

Nur selten seh' ich noch ein Lichtlein brennen
Und hinter kleinen Scheiben einen Schatten schwanken.
Vielleicht will mancher seinem Schöpfer spät noch danken
Vielleicht auch eine große Schuld bekennen.

Das Mondlicht flutet sanft durch die Arkaden,
Verleiht dem Bronzedenkmal zauberhaftes Leben —
Vom Turm strömt das Glodenspiel hernieder;
Im hellen Flusse sich die Nymphen baden
Und losend ihre Körper ineinander schweben, —
Und aus dem Wasser klingen zarte Lieder.

Franz Dingio

Bei den Schwarzen in Afrika!

Schwarzer Mutterwitz. — Die räuberischen Massai. — Kampf mit Maniema-Negern.

Ein in Afrika lebender Kolonist schildert uns folgende Schilderung seiner Erlebnisse mit den Eingeborenen:

Jeder Neuankommeling in Afrika muß sich nicht nur an das Klima, sondern auch an die Neger gewöhnen. Mit den Schwarzen gelingt es meist schneller als mit dem Klima. Am leichtesten zu behandeln sind nach meinen Erfahrungen die Bantuneger. Sie sind fast alle Mohammedaner und halten, wie es in der Welt des Islam Brauch und Sitte ist, treu zu ihrem Glauben. Der Neger ist unbewußt ein scharfer Beobachter und erfährt sehr schnell die Eigenschaften und Eigenheiten des weißen Herrenmenschen. Das zeigt sich deutlich in den Spitznamen, die er in impulsivem Einfall des Augenblicks erfindet. So benannte schwarzer Mutterwitz einen Weißen, der in den ganzen zwanzig Jahren seines Afrikalebens außer dem Tropenhelm immer dieselbe im Laufe der langen Zeit ganz undefinierbar gewordene Mühe trug, spöttisch: „Bwana kofia mbaja“, d. h. „Derr Garstig-müß“, oder respektlos einen andern, der sehr dick war: „Bwana tumbo“, d. h. „Derr Bauch“.

Auch sich selbst geben die Neger auf Effekt berechnete Namen. Als kleine Kinder erhalten sie von ihrer Mutter einen Namen, der aber nur innerhalb des eigenen Stammes gilt. Wenn der Neger groß ist und „arbeiten“ geht, gibt er sich dazu noch einen neuen Namen, und an jeder Arbeitsstelle wieder einen neuen, der nur für sie gilt. Da wählt er lauter Namen, die seine Tüchtigkeit anpreisen sollen. Namen als Kellame. Besonders beliebt sind z. B.: „Sogo Kwansa“, d. h. „Beim ersten Hahnenschrei“ (als ob er früh morgens der erste bei der Arbeit wäre), oder „Kasi-moto“ („Seiße Arbeit“, als wäre er ein Muster von Fleiß). Häufig sind auch Namen, wie „Buta kambu“ („Zieh am Seil“), „Kamba Uleia“ („Europäischer Strid“), „Katscha iangu“ („Meine Augen“), „Baba iangu“ („Mein Vater“). Mein „Baba iangu“ hatte seinen Namen aus dem klauen Grunde gewählt, damit ich bei der Wochenabrechnung gezwungen sein sollte, ihn „Mein Vater“ zu nennen.

Das Aussahlen ging verhältnismäßig schnell, aber hinterher kamen die Neger mit allen möglichen kleinen und großen Sorgen, die mancherlei Schwierigkeiten bereiteten. So kommt z. B. Malifesa und klagt gegen Galumbete und fordert, daß er ihm 64 Ziegen oder 256 Rupien zahlen soll. Vor mehreren Jahren nämlich hat Galumbete von Malifesa eine trächtige Ziege gekauft und von dem vereinbarten Preis von 4 Rupien 1,50 Rupien abbezahlt. Der Rest steht bis jetzt aus.

„Wenn ich gewußt hätte“, begann Malifesa, „daß Galumbete mir den Rest, also die 2,50 Rupien, nicht bezahlen wollte, hätte ich ihm die Ziege nicht verkauft. Die beiden jungen Ziegen, die bald darauf geboren wurden, haben Junge bekommen und diese auch wieder, und so fort, und heute sind es 64 Ziegen, die Galumbete mir alle ersetzen muß. Ich habe alles aufgeschrieben“, erklärt Malifesa eifrig und holt sein „Notizbuch“ hervor, das aus zwei langen Stäben besteht, auf die er eine Menge Zeichen gemacht hat.

„Hier ist der erste Stab, und dieses Zeichen ist die alte Ziege, die ich an Galumbete verkaufte. Die beiden nächsten Zeichen sind die beiden Jungen der alten Ziege, und neben jedem davon sind wieder zwei Zeichen, das sind —“

„Sör“ auf, Malifesa, deine Rechnung kann doch nicht stimmen, denn es sind doch wohl auch Böde zur Welt gekommen?“

„Ja“, sagte Galumbete, „schon die beiden ersten Jungen waren Böde.“

„Er lügt!“ schreit Malifesa.

Sowohl Malifesa wie Galumbete haben Zeugen mitgebracht, die alle tapfer bereit sind, falsch zu schwören. Der Fall scheint hoffnungslos zu sein. Schließlich spreche ich dem Malifesa vier Rupien zu, die ich von Galumbetes Lohn abziehe. Beide gehen darauf ein, aber es ist noch eine große Frage, wie weit sie mit meiner Rechtsprechung zufrieden sind.

Die Eingeborenen sind im allgemeinen freundlich, vertraulich und gutmütig, aber es finden sich unter den ostafrikanischen Stämmen auch solche von ganz anderem Charakter. So namentlich die kriegerischen Massai, die in der nach ihnen benannten Steppe zwischen dem Merruberg und dem sogenannten Grabesberg leben. Man könnte diesen stolzen, kühnen, räuberischen Stamm das Herrenvolk unter den Negern nennen. Nur selten trifft man einen Massai im Dienst des Weißen. Schon äußerlich unterscheiden sie sich sehr deutlich von den Bantunegern; ihre Gesichtszüge zeigen den semitischen Einschlag der nordafrikanischen Neger.

Ihnen verwandt ist der Stamm der Manjema, der westlich vom Tanganika-See im Kongogebiet lebt und während des Weltkrieges an Belgien Soldaten geliefert hat. Man behauptet — vielleicht mit Recht — daß diese Neger noch immer gern Menschenfleisch verzehren. Jedenfalls steht es doch fest, daß sie einen ganz anderen Charakter haben als die Mehrzahl der anderen Stämme und deshalb auch ganz anders behandelt werden müssen.

Ich hatte damals auf meiner Pflanzung nur 125 Arbeiter, unter ihnen acht Manjema-Neger. Eines Morgens, es war 6 Uhr, marschierten, wie üblich, in langer Reihe die mit Äxten und Messern ausgerüsteten Arbeiter von ihren Hütten zur Arbeitsstelle. Plötzlich sah ich, wie die acht Manjema-Neger abbogen und auf mich zulamen.

„Wir wollen nicht mehr arbeiten, die Arbeit ist uns zu schwer“, schrie mich ihr Wortführer an, ein Riesentier mit ungewöhnlich häßlichem Gesicht.

In Afrika ist es nicht üblich, daß der Schwarze so ohne weiteres seine Arbeit verläßt. Die Neger werden nicht zur Arbeit gezwungen, aber wenn sie freiwillig einen Vertrag eingegangen sind, müssen sie eine Kündigungsfrist von dreißig Tagen innehalten.

„Ihr habt euren Vertrag bis zum Schluß auszuführen. Auf, macht, daß ihr an die Arbeit kommt!“

„Nein, wir wollen nicht arbeiten!“

„Wenn ihr nicht arbeiten wollt, werdet ihr bestraft!“

„Wer uns antührt, bekommt das Messer in den Leib!“ schrien die Manjema-Leute.

Die Lage wurde bedenklich. Ich wußte, daß mein Ansehen bei den Schwarzen auf dem Spiele stand, wenn ich meinen Willen jetzt nicht durchbrückte.

„Legt sofort die Äxte und Messer ab!“ rief ich den Meuterern zu.

„Das tun wir nicht!“ Einige hoben ihre Äxte empor und nahmen eine drohende Haltung ein.

Nun galt es: entweder — oder! Blitzschnell trat ich auf den Wortführer der Manjema zu und streckte meine linke Hand aus, um ihm das Messer fortzunehmen. Im selben Augenblick hörte ich einen Mann hinter ihm schreien: „Nun machen wir Schluß mit den Weißen! Schlägt ihn tot!“ Gleichzeitig erhob der Wortführer sein Messer zum Stich. Ich war aber darauf gefaßt, und blitzschnell laufe mein schwerer Knüttel, den ich immer bei mir zu tragen pflegte, auf seinen erhobenen Arm nieder. Mit einem Schrei ließ der Kerl das Messer fallen. Ohne einen Augenblick zu überlegen, sprang ich auf den Mann zu, der zuerst die anderen aufgebracht hatte, und schlug ihm mit dem Knüttel mehrere Male über das Gesicht, noch bevor er selbst mich angreifen konnte. Mit lautem Schrei ließ er Äxt und Messer fallen und fiel zu Boden. Als die anderen Manjema-Leute das sahen, warfen auch sie ihr Handwerkzeug fort und rannten Hals über Kopf davon.

W. B. B.

Welt u. Wissen

Des Menschen Schnelligkeit kennt keine Grenzen. Daß das Tempo unseres Lebens immer schneller wird, ist eine Tatsache, die uns gerade in neuester Zeit so recht greifbar vor Augen tritt, seitdem Flugzeug und Kraftwagen in immer kürzerer Zeit weite Entfernungen überwinden. Im Verkehrswesen haben sich die Begriffe von Zeit und Raum im letzten Jahrhundert außerordentlich verändert. Wenn man bedenkt, daß die Nachricht vom Tode Napoleons 60 Tage brauchte, um von St. Helena nach London zu gelangen, so wird einem klar, wie unendlich nahe sich heute die Menschen durch Funkentelegraphie und drahtlose Telephonie gerückt sind. Der erste Dampfer verkürzte die Überquerung des Atlantischen Ozeans, für die der schnellste Segler bis dahin 32 Tage gebraucht hatte, 1819 um 6 Tage. Aber heute braucht ein Flugzeug

sehr viel weniger Stunden, als damals der Dampfer Tage brauchte. Vielfach ist die Ansicht verbreitet, daß dieser beständigen Steigerung der Schnelligkeit doch eine gewisse Grenze gesetzt ist, aber dem tritt der englische Gelehrte Prof. A. M. Low in einem Aufsatz entgegen, in dem er ausführt, daß kein Grund vorliegt, warum die Menschen nicht noch 10mal so schnell reisen sollten, als dies heute bereits geschieht. 450 Kilometer die Stunde in der Luft sind bereits eine erreichbare Geschwindigkeit; auf dem Lande sind 300 Kilometer in der Stunde keine Seltenheit. Solche Schnelligkeiten würden noch vor 50 Jahren für unmöglich gehalten haben. 1880 hielt man bereits eine Geschwindigkeit von 30 Kilometer in der Stunde für gesundheitsgefährlich, und bekannt ist, daß bei der Einführung der Eisenbahn sich Stimmen erhoben, die von der Schnelligkeit dieses neuen Beförderungsmittels schwere Gefahren für die Menschheit erwarteten. Aber Schnelligkeit ist etwas durchaus Relatives, und wenn ein Flieger gegen einen Sturm von 150 Kilometer in der Stunde mit derselben Geschwindigkeit fliegt, so wird er für einen Menschen auf dem Boden stillstehen scheinen. In großen Höhen gibt es kein Gefühl für Schnelligkeit, und ebenso hat der Eisenbahnreisende keine Empfindung der Fortbewegung, wenn er sich nicht durch einen Blick aus dem Fenster an den vorüberziehenden Gegenständen orientiert. In einem sehr rasch fahrenden Kraftwagen wird das Gefühl der schnellen Fortbewegung durch den raschen Luftzug, das plötzliche Fahren um die Ecken zusammen mit dem Lärm hervorgerufen. Vor einiger Zeit wurde ein Reiselilm einem Publikum vorgestellt, das auf Stühlen saß, die langsam von einer Seite zur andern sich wiegten. Das Gefühl der Bewegung war bei den Zuschauern außerordentlich stark, zumal noch Luft durch einen elektrischen Fächer ihnen zugeweht wurde. Wenn man sich vorstellt, daß man in einem dicht verschlossenen Glaskasten mit einer Schnelligkeit von 1500 Kilometer in der Stunde über glattes Eis ohne jede Erschütterung und ohne den Blick auf irgend welche Gegenstände der Umgegend dahinfahren würde, so wäre man ganz außer Stande, festzustellen, ob man sich überhaupt bewegt oder nicht. Erst wenn man dabei um Eden führe oder die Geschwindigkeit sich verringerte oder zunähme, würde man die Empfindung der Bewegung haben, denn der Wechsel ist es, der uns die Bewegung zum Bewußtsein bringt. Noch vor 80 Jahren behaupteten berühmte Ärzte, daß eine Schnelligkeit von 100 Kilometer in der Stunde vom Herzen nicht ausgehalten werden könnte. Heute sind wir an solche und größere Schnelligkeiten vollkommen gewöhnt, und wir dürfen durchaus damit rechnen, daß in einer nicht zu fernen Zukunft eine Fortbewegung mit einer Geschwindigkeit von 800 Kilometer in der Stunde in der Luft erreicht werden kann.

* **Gefängnis für unleserliche Rezepte.** Die schlechte Handschrift der Ärzte ist seit langem sprichwörtlich, und die merkwürdigsten Geschichten werden darüber erzählt. So soll einmal ein spanischer Arzt, dessen Handschrift nicht schlechter war als die der andern, absichtlich folgendes Rezept ver-schrieben haben: „Zwei Tropfen Unsinn, drei Gramm Bombast, mit einem Köffel voll Phrasen einzunehmen“. Das Rezept wurde von einem Madrider Apotheker, dem es übergeben war, anstandslos ausgeführt, und zwar bestand es aus doppeltkohlen-saurem Natron, Ammoniak und Kirschstrop. Ein andermal bekam ein Arzt von einem Kollegen eine kurze schriftliche Mitteilung, die er nicht lesen konnte. Er über-gab den Zettel einem Apotheker mit der Hoffnung, daß dieser die rätselhaften Züge entziffern würde, und der Mann hinter dem Ladentisch zögerte auch keinen Augenblick, sondern kam nach einigen Minuten mit einer Flasche voll Medizin zurück, die er nach diesen Angaben hergestellt hatte. In Norwegen werden sich solche Geschichten künftig nicht mehr ereignen können, denn dort ist ein Gesetz angenommen worden, daß alle Ärzte, die nicht ihre Rezepte in allgemein verständlicher Form mit deutlicher Handschrift aufschreiben und mit ihrem lesbar geschriebenen Namen unterfertigen, dem Arm des Gesetzes verfallen und eine Haftstrafe von drei Monaten Gefängnis erhalten können. Es wird also den meisten norwegischen Ärzten nichts anderes übrigbleiben, als Schreib-unterricht zu nehmen, aber ob die Patienten, für deren Wohl diese Vorschrift doch gedacht ist, davon ein reines Ver-gnügen haben werden, ist noch fraglich. Die Apotheker sind ja im Besitz der schwierigen Kunst, auch aus den schlimmsten Hieroglyphen die nötigen Anweisungen zu entnehmen, um die richtige Medizin herzustellen. Dem Patienten aber impos-nieren die geheimnisvollen Zeichen und „tückenlateinischen“ Ausdrücke, aus denen der Sargen unserer Ärzte besteht. Wenn dem Beruf des Heilkünstlers die mystische Atmosphäre genommen wird, wenn der Kranke ganz genau weiß, woraus das Tranklein besteht, das ihm Heilung bringen soll, dann wird ein nicht unwichtiger Faktor für seine Gesundung aus-geschaltet. Der Mensch will nun einmal glauben, und dieser Glaube ist häufig besser als das genaueste Wissen.

Osterahnung.

Festvorbereitungen der Hausfrau.

Womit nehmen die Osterahnungen der Hausfrau zuerst Gestalt an? Mit dem Großreinemachen, mit der „Frühjahrskatastrophe“, wie dieses Ereignis auch genannt wird! Daß dies keine schöne Zeit ist, darüber sind sich alle Beteiligten einig, nicht zuletzt die Hausfrau selbst: zum Vergnügen machen sie alle diese schwere und schmutzige Arbeit wahrhaftig nicht. Aber: „Es muß sein“, seufzen sie und gehen jedes Jahr mit neuem Mut durch diese Feuerprobe ihrer hausfrau-tlichen Tugendhaftigkeit und Tüchtigkeit hindurch. Und auch die Hausherren und übrigen Hausgenossen lassen geduldsig das Unvermeidliche über sich ergehen.

Immerhin — auch das Unvermeidliche kann verschieden gestaltet werden, und wenn man es richtig anfaßt, kann ihm ein Teil seiner Unerquicklichkeit genommen werden. Und gerade auch die Tüchtigkeit einer Hausfrau wird sich nicht so sehr darin erweisen, daß sie es am weitesten darin bringt, sich ihre Arbeit so schwer wie möglich zu machen, sondern, daß sie es versteht, die Arbeit des großen Reinemachens so vorzunehmen, daß sie sich und ihr Hilfspersonal nicht mehr als nötig anstrengt und auch die Gemütlichkeit der übrigen Haus-einwohner, die an dem großen Feldzug nicht aktiv beteiligt sind, so wenig wie möglich stört.

Viel kann dabei eine verständige Einteilung der Arbeit helfen. Zunächst gilt es, recht viel vorzuarbeiten. Also eine verständige Hausfrau wird schon einige Wochen vor dem Beginn des eigentlichen Reinigungsprozesses ihre Augen durch die Wohnräume gehen lassen, ob sie nicht etwas findet, das schon jetzt ausgebessert werden könnte. Da sind vielleicht Teppiche mit ausgefranzten Rändern, die umstochen werden müssen. Auch die Gardinen gilt es zu mustern, ob sie noch eine Wäsche alljährlich überstehen werden. Setzt die Hausfrau Zweifel daran, dann kann sie, falls es sich um große Stores handelt, diese noch nützlich verwenden, indem sie die besseren Teile herausnimmt und daraus kleinere Fenstergardinen macht. Alle Risse müssen daraufhin untersucht werden, ob sie nicht Löcher haben, durch die die Federn entweichen könnten! Alle diese Schäden kann sie jetzt in einer freien Stunde in Ruhe ausbessern, während ihre unverhoffte Entdeckung zu der Zeit, wenn die Wogen des Reinemachens am höchsten gehen, sehr peinlich empfunden werden müßte und die allgemeine Unruhe und Aufregung vergrößern würden. Ebenso können Risse und Decken schon vor dem Beginn des eigentlichen Großreinemachens gewaschen werden.

Auch sonst kann sich die Hausfrau durch allmähliche Vorarbeit das Leben sehr erleichtern und ihre Kräfte schonen. So können etwa jeden Tag ein bis zwei Schränke vorgenommen werden, der Inhalt ausgeräumt, das Innere des Schrankes gesäubert oder ausgestäubt, die Kleider gelüftet und geklopft werden. Wenn alle diese Arbeiten schon getan sind, dann werden die Tage des eigentlichen Großreinemachens gar nicht mehr so schlimm sein. — Dabei empfiehlt es sich übrigens — dies allerdings mehr im Interesse der übrigen Hausgenossen als der Hausfrau selbst — ein Zimmer nach dem anderen vorzunehmen und nicht die ganze Wohnung auf einmal auf den Kopf zu stellen. Das folgermaßen etappenweis gestaltete Großreinemachen geht heutzutage, dank der vielen technischen Hilfsmittel leichter, schneller und doch gründlicher vor sich als früher, und bald kann die Hausfrau mit berechtigtem Stolz ihre von Sauberkeit blühenden Räume durchwandern. Aber damit sind ihre Ostervorbereitungen noch nicht beendet, zwei Probleme sind es noch, die in der Hauptsache der österlichen Lösung harren. Das ist erstens die Frage: „Was steht man Ostern an?“ Und die zweite: „Was gibt es Ostern zu essen?“

Immer mehr hat sich die Sitte herausgebildet, Ostern zu einem Geschenkefest zu gestalten, wenn auch nicht ganz in dem Maße wie Weihnachten. So pflegt man auch da, wo keine Konfirmanden im Hause sind, den Kindern allerlei Kleidungsstücke, Hüte, Schuhe und dergl. zu Ostern zu schenken, und ihr Verbleibswunsch ist es natürlich dann, an den Osterfeiertagen in der neuen Frühjahrspracht einherzustoßieren. Natürlich heißt es da wiederum für die Hausfrau planen und vorbereiten, Stoffe und Zutaten zu besorgen und lange Konferenzen mit der Schneiderin usw. abzuhalten, wenn sie sich nicht sogar, wie das sehr oft geschieht, selber an die Nähmaschine setzt und die hübschen duftigen Gewänder für ihren

kleinen und selbst auch den größeren Nachwuchs selber herstellt.

Die Frage des Osterkuchens und des Osterbratens wird ja erst einige Tage vor dem Feste wirklich aktuell. Immerhin muß sich die Hausfrau auch hier schon frühzeitig darüber klar sein, was sie bereiten und reichen will, sie muß sich mit dem Schlächter, Bäcker, Feinkosthändler usw. rechtzeitig verständigen und ihre Bestellungen früh genug aufgeben, damit nachher, wenn der Hauptanstrom kommt, keine Verwechslungen usw. erfolgen.

Sanna Erwin.

Über die Schlüsselgewalt der Ehefrau.

Die „Schlüsselgewalt“ besteht darin, daß die Ehefrau kraft ausdrücklicher Gesetzesbestimmung (§ 1357 des Bürgerlichen Gesetzbuches) berechtigt ist, innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises die Geschäfte des Mannes für ihn zu besorgen und ihn zu vertreten. Rechtsgeschäfte (z. B. Verträge aller Art), die sie innerhalb dieses Wirkungskreises vornimmt, gelten im Namen des Mannes vorgenommen, wenn sich nicht aus den Umständen ein anderes ergibt. Der Ehemann wird also beispielsweise verpflichtet, den Kaufpreis zu bezahlen, der sich aus einem Kauf ergibt, den die Frau in einem Haushalt-Artikelgeschäft getätigt hat. — Dieses Recht der Frau ist vom Güterstand, der zwischen den Eheleuten herrscht, völlig unabhängig. Dritten gegenüber haftet der Mann ganz allein. Auch Minderjährigkeit der Frau ist auf die Rechtsgültigkeit des getätigten Rechtsgeschäftes nicht von Einfluß. Unter die Schlüsselgewalt fallen z. B. Kündigung oder Engagement von Dienstboten, Beschaffung von Kleidern und Nahrungsmitteln für die Familie u. dgl. Der Mann kann sich gegen Übergriffe der Frau dadurch schützen, daß er die Schlüsselgewalt beschränkt oder ganz ausschließt, was insbesondere durch Eintragung in das Güterrechtsregister geschehen kann. Die Frau kann andererseits einen Mißbrauch dieses Rechtes ihres Mannes durch das Vormundschaftsgericht beseitigen lassen. Die heutige Rechtsprechung neigt übrigens dazu, den Mann dann zu schützen, wenn der von der — in ihrer Schlüsselgewalt nicht beschränkten — Ehefrau getätigte Kauf in einem effektiven trassen Mißverhältnis zu den Einkommensverhältnissen des Mannes steht. Es muß sich aber schon um eine wirklich sehr erhebliche Überschreitung der durch die Verhältnisse gezogenen Grenzen der Schlüsselgewalt handeln.

Dr. v. S.

Hauswirtschaftliches.

Das Schmerzenskind im Haushalt.

„Was mag das wohl sein?“ fragt sicher manche Leserin, und es fällt ihr dabei ihr persönliches Schmerzenskind im Haushalt ein. Diesmal ist eins gemeint, das wir alle wohl kennen und das uns schon manchen Seufzer entlockt hat — nämlich der Abendbrotstisch.

„Was gebe ich zum Abend?“ ist eine ständige und oft schwer zu beantwortende Frage der Hausfrau, ein Problem, das oft noch schwieriger zu lösen ist, als das des Küchenszettels für den Mittagstisch. Es sei deshalb einmal wieder auf die Salate und die Eiergerichte hingewiesen, mit denen man sich immer helfen kann, und die eine so angenehme Bereicherung des abendlichen Küchenszettels ergeben, ohne doch kostspielig oder mühsam in der Bereitung zu sein.

Wundervoll schmeckt z. B. ein Salat von gekochten Blumentohlkröschen, Spargel, jungen Erbsen, Karotten und in Würfel geschnittenen gekochten Eiern, den man mit einer Mayonnaiseunterlage anrichtet und mit Tomatenscheiben oder kleinen Gewürzgurken umlegt. Die Gemüsezutaten hierzu sind ja meist als Eingemachtes vorrätig. Anstatt der klassischen Mayonnaise kann man auch die im Wasserbade schnell hergestellte Remouladeunterlage aus harigekochtem, feingeriebenen Eigelb, Senf, Zucker, Salz, Essig, Zwiebel und Milch oder noch besser saurer Sahne nehmen, deren Bereitung ja allbekannt ist. Diese Salate kann man in mannigfachen Variationen herstellen. Die Gemüsesalate darf man niemals ganz kalt zu Tisch geben, mindestens müssen sie Zimmertemperatur haben.

Andere Salatgerichte sind harigekochte Eier mit Krabbent, Pilzen, Tomaten, Gurken. Auch Fischsalate und Geflügelsalat sind sehr beliebt; zu beiden kann man Reste verwenden, und sehr gut schmecken sie mit Selleriestückchen gemischt und ebenfalls mit Mayonnaise- oder Remouladeunterlage umgeben.